

# **Eine Politik der Erinnerung : Anmerkungen zu den schweizerischen Erinnerungsfeierlichkeiten zum Ende des zweiten Weltkrieges in Europa**

Autor(en): **Picard, Jacques**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **3 (1996)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-10657>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

---

# EINE POLITIK DER ERINNERUNG

## ANMERKUNGEN ZU DEN SCHWEIZERISCHEN ERINNERUNGS- FEIERLICHKEITEN ZUM ENDE DES ZWEITEN WELTKRIEGES IN EUROPA

JACQUES PICARD

Die Männer hatten Aktivdienst gemacht, die Frauen Kartoffeln gepflanzt, und jetzt war man mit dem Alltäglichen beschäftigt. Man richtete sich ein in der neuen Welt und plante überdies auch die Zukunft. Der Wohlstand setzte ein, die Welt beschleunigte sich merklich. Die Eltern der Nachkriegsjahre vermittelten freilich den Kindern diese Aussichten zuweilen durch ein Bild der Schweiz, die sich gerade auf den Zweiten Weltkrieg vorzubereiten schien. Es war ein Kleinstaat, der dank seiner militärischen Stärke weiterhin überleben würde, wenn auch die Armee sich längstens von der Front weg ins alpine Hinterland verschanzt hatte.

Der seltsame Glanz des Generals, der aus dem Bilderrahmen grosselterlicher Stuben blickte, zog die Kinder und Enkelkinder aus anderen und unerhellten Gründen an. Irgendwie lebten sie im Gefühl, einer anderen, wirklicheren Welt anzugehören als jener, die ihnen in der Schule vermittelt wurde. Oder wollte man tatsächlich aus einem geradezu epischen Bruch, wie der Zweite Weltkrieg im 20. Jahrhundert der Welt erscheint, nur einen inselhaften Mythos, eine militärische Robinsonade machen? Mut und Zorn, wenn vorerst mehr im erlittenen Konflikt denn als kühle Absicht geäussert, rissen das Bild der Vergangenheit wund. Wie sollte man auf eine Zukunft bauen, die in einem Réduit des Geistes angesiedelt blieb? Die Schweiz im Krieg wurde von einem Teil dieser Nachkriegsgeneration, die ihr Unwohlsein verstehen und verständlich machen wollte, neu benotet. Dabei ging es nicht nur um das historische Bild der Schweiz, sondern um die durch den Erinnerungsprozess ausformulierte Vorstellung einer eigenen Zukunftsgestaltung. Es handelte sich also nicht allein um eine Deutungs-, sondern zugleich um eine Bedeutungsfrage.

Die Männer hatten nicht nur <aktiv> Dienst gemacht, sondern sie wurden auch ein gehöriges Stück weit instrumentalisiert. Ihr Dienst von damals, als durchaus anerkannter Verzicht auf Lebensqualität, fand sich bald in einen <Widerstand> eingebunden, der nachträglich auch einen Teil der extremen Rechte legitimierte. Die Frauen hatten nicht bloss <Kartoffeln> gesetzt, sondern mit dem privaten auch den volkswirtschaftlichen Haushalt versorgt, ohne aber später die ohnehin selbstverständlichen politischen Rechte zugestanden zu ■ 7

erhalten. Überdies erlaubte das Bild einer militärisch starken und wirtschaftlich nahezu autarken Schweiz, die zudem Asyl und humanitäre Leistungen immer noch als Traditions gut reklamieren konnte, sich in der politischen Ordnung der Nachkriegszeit günstig zu positionieren. Wie sollte so etwas glaubhaft sein? Wie hätte eine Jugend, die mit solchen Geschichten und Bildern versorgt wurde, die Chance vertun sollen, sie anders zu verstehen? Und musste der vielerorts selbstgerechte Ton in Unterricht und Elternhaus nicht dazu provozieren, Widersprüche im historischen Verhalten auszumachen und Fassadenstücke einzureissen?

Dass das Bild einer herrlich felsenfesten Schweiz nicht als bruch sicher gelten kann, ist gerade an den Formen und Funktionen der geschichtlichen Erinnerung an das Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa deutlich geworden. Irritierend und schmerzvoll, aber nicht weiter zu verleugnen war das Jucken, das die verdrängten Geschichten hervorriefen. Dabei liess sich der historische Diskurs nicht einfach mit dem Interesse an analytischen Methoden der modernen Geschichtswissenschaft erklären, auch wenn diese ein brauchbares Arbeitsinstrumentarium lieferten. Es ging nicht um prosopographische, konjunkturgeschichtliche, psychohistorische, sozialtheoretische oder sprachlogisch-narrative Fragestellungen, wie sie heute an historischen Seminarien gepflegt werden. Was die Feierlichkeiten zur Jahrhundertzäsur bewusst machten, war eine Rehabilitation der politischen Geschichtsschreibung, die in weltbürgerlicher Absicht eine bestimmte Wertsetzung impliziert. Gewiss ist das nicht als optimistische Neuauflage im Sinne Herders und Kants gemeint, deren Forderungen nach einer Weltgeschichte «gemäss einem Plane der Natur» durch eben diese Geschichte der Welt *ad absurdum* geführt erscheinen. Doch es zeugte von Ignoranz, wollte man die erneute Politisierung der zeitgeschichtlichen Forschung leugnen. Sie tastet sich entlang der Grenzen philosophischer Konstruktionen der Geschichte, denen bei aller Notwendigkeit zur Selbstreflexion und Theoriediskussion ein deutliches Mass an Misstrauen entgegengebracht wird, und sie konkretisiert ihre Themen offensichtlich in einem Bewusstsein, das angesichts der katastrophalen Wirkungen des Nationalstaates und des ideologisch begründeten Machtstaates geschärft worden ist.

Jede Generation reflektiert das Erbe auf ihre Weise, indem sie kratzt, wo es sie juckt. In der Öffentlichkeit wollte man den Abbau eines heroischen und gleichzeitig bescheidenen Schweizerbildes oft nur widerwillig goutieren, wenn nicht gar mit höhnischer Replik oder unter dem drohenden Vorwurf, «defätistisch» zu sein. Der erzieherisch erhobene Mahn- und Fichierfinger verhiess selten etwas von einer «inneren Demokratie», in der es um Gespräch, Auseinandersetzung und Offenheit gegangen wäre. Hinzu kam, dass die Kritik der jüngeren

8 ■ Generation vitale Bereiche der Gesellschaft und Wirtschaft betraf. Je nach

Interessenlage gab es politisch und wirtschaftlich auch handfeste Gründe, bestimmte Themen auszulassen und das einmal geschmiedete Geschichtsbild aufrecht zu erhalten.

In den Blick kamen zunächst die politische Aussenorientierung und die geopolitische Verkehrslage des Binnenstaates. Dann gerieten die Beanspruchung der schweizerischen Industrie durch die Achsenmächte oder die auf helvetischen Finanzplätzen abgewickelten Transaktionen, etwa des deutschen Raubgoldes, zu brisanten Themen. Selbst Teile der humanitären Leistungen erschienen als nazifreundliches Gerinsel, hinter dem ein Filz aus Politik, Medizin, Militär und Kriegsindustrie stand. Im neuen historischen Bild der Schweiz kontrastierte jetzt eine durch Auslagerungen betriebene Gewinnmaximierung mit der aus Einigelung gerechtfertigten Abwehr von Fremden und Flüchtlingen, die in den Tod zurückgewiesen wurden. Diese Aspekte der Geschichte zu erinnern, indem man sie aufeinander bezog, schürfte freilich nicht nur an der Oberfläche, sondern es hätte die Schweiz auch politisch und finanziell etwas kosten können.

Dabei wäre der Preis für das Verschontbleiben damals in der Nachkriegsgegenwart zu entrichten gewesen. Die Schweiz figurierte in den Augen der siegreichen Alliierten und der Sowjetunion als ein stiller Bündnispartner oder zumindest Zuträger des «Dritten Reiches». Dass die Schweiz 1946 für Verhandlungen nach Washington zitiert wurde und auf die Forderungen nach Ablieferung deutscher Guthaben einging, ohne dieses Diktat danach auch ernsthaft zu erfüllen, zeigt deutlich genug, wie geschickt das Land sich der neuen Situation anverwandelte. Immerhin mühte man sich in den fünfziger Jahren darum, die Flüchtlingspolitik erstmals offiziell aufzuhellen und jüdische Vermögen von ehemaligen Naziopfern zurückzuzahlen, bevor deswegen in der Welt das Ansehen der Schweiz zu Schaden gekommen wäre.

Doch das neue historische Bild der Schweiz, das eine differenzierte Betrachtung erlaubt, verdankt sich in erster Linie einer Debatte in Raten und Häppchen, die als «Gegenleistung» quer steht zum in der Nachkriegszeit gepflegten Réduitgeist. Die Schweiz in den Köpfen wurde durch zwei Faktoren bewegt: durch von aussen beziehungsweise aussenpolitisch gesetzten Zugzwang, den es in den Augen hiesiger Verantwortungsträger allerdings möglichst abzdämmen galt, wenn man sich nicht unkontrolliert der Welt öffnen wollte; und durch den im Innern drängenden Generationenkonflikt und die daraus resultierende, sozial- und tiefenpsychologisch verständliche Widerspruchskultur, die das verdrängte historische Material zutage bringen musste. Dieser Prozess einer Aufarbeitung der veralteten Geschichtsbilder hatte eine lange Entstehungszeit, die auf der Schwelle von 1968 erstmals und symbolhaft an der gesellschaftlichen Oberfläche abzulesen gewesen wäre.

Anfangs der neunziger Jahre ist dieser Prozess nun in eine gedächtnisförderliche ■ 9

«Ereigniszeit» gemündet, die durch verschiedene politische Veränderungen und global wirksame Wandlungsmomente begünstigt wurde: das Ende des Kalten Krieges und die Frage des schweizerischen Engagements in der Welt, ein explosives Wachstum der eigendynamisch anmutenden Kommunikations- und Finanzflüsse bei gleichzeitigem Verlust des politischen Primats, schliesslich die Steigerung der Produktivität und vermehrter sozialer Druck mit den damit verbundenen Bürgerängsten. Angesichts der Globalisierung und Virtualisierung des Blickfeldes, das den Demokratien der westlichen Gesellschaften Möglichkeiten und Verunsicherungen bietet, war es gegeben, den Ausgangspunkt dieser Entwicklung zu erinnern: den Friedensbeginn in Europa vor fünfzig Jahren.

Überblickt man nun die historische Aufarbeitungsleistung der letzten drei oder vier Jahrzehnte, so erscheinen sie oft fern und peripher gemessen an der Haltung der offiziellen Schweiz in der heute zurückliegenden Zeit. Es scheint, als hätten die staatlichen Verantwortungsträger nicht nur das Selbst- und Fremdbild des Landes zuweilen verwechselt, sondern auch vergessen, dass die Einschätzungen von Gegenwart und Zukunft stets von den unbequemen Prägemomenten vergangener Ereignisse bestimmt bleiben. Das konnte bei solch schweren Rissen nicht ohne Verzerrungen abgehen – angesichts der Beschleunigung und Globalisierung in den letzten fünfzig Jahren schon gar nicht. Das Vergessen hat in diesem Fall einen merkwürdigen Widerspruch zutage gefördert: Das lange genehme Selbstbild der Schweiz stand mehr und mehr in Ungleichheit zu den sich entwickelnden Konturen des Zeitgeschehens. Oder anders gesagt: der selbst gehegte Mythos vermochte den Ansprüchen des Faktischen nicht weiter zu genügen. Solche Risse mussten allerdings das Verständnis von «Zeitgeschichte» eng betreffen.

Die Gedenkrituale im Mai 1995 wurden daher durch eine Geschichtsschreibung provoziert, aus der bei aller Skepsis auch die Gebärde eines besorgten *Homo politicus* sprach. Dies wurde und wird durch die unterschiedlichsten Öffentlichkeitsprozesse auch dementsprechend charakterisiert. Insbesondere die Massenmedien haben den Wert der historischen Forschung erkannt und die Debatte zu lancieren versucht. Literatur und Film hatten schon vorgegriffen und werden die Debatte möglicherweise weitertragen. Doch dass ein kleiner «Quantensprung» in der Erinnerungsarbeit einsetzen würde, dies war nicht immer klar und schon gar nicht gegeben, wenn auch diese Absicht den einzelnen Erinnerungsprodukten unterlegt werden kann. Es ist auch völlig ungesichert, ob eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit genügend intensiv anhalten wird. Zwar haben die Geschichtsforschenden, die im Mai 1995 zum Feierakt historische Treibsalze lieferten, sich an Werten orientiert, von denen sie annahmen, dass sie

werden. Doch erstens sind die Themen von Forschern und Forscherinnen vorgetragen worden, die zu einem erheblichen Teil im Abstand oder an der Peripherie des staatlich getragenen oder geförderten Wissenschaftsbetriebes arbeiten; und zweitens handelte es sich öfters um Themen, die im Aussenbezirk oder am Rand dessen, was unter politischer Geschichte verstanden wurde, anzusiedeln wären. Thematisiert wurden die Juden, die Flüchtlinge, die Frauen, unbequeme Journalisten, linke und bürgerliche Rebellen sowie natürlich die humanitären Ausnahmegestalten. Sie alle dienten als Spiegel für die historische Befindlichkeit der Nation. Lange marginalisiert und nur widerborstig als diamantene Zeitzeugen akzeptiert, waren sie das letzte Aufgebot in einem <politischen Aktivdienst>, der ein schiefes Licht auf die offiziellen Amts- und Verbandsträger von damals warf. Flavio Cotti hat die solcherart gewonnene Bedeutung der Zeitgeschichte als politische Geschichte treffend eingeschätzt, wenn er in einer Rede über Carl Lutz meinte, dass die Verneigung heute eigentlich leicht falle, und es umso mehr Mut brauche, in der Politik die Latte ethischer Verantwortung hoch genug anzusetzen.

Der Historiker und die Historikerin, die Zeitgeschichte betreiben, stehen also vor einem Dilemma, das ihr Einverständnis mit Folgen und Folgerungen betrifft: Als BürgerInnen stehen sie nicht über der Geschichte, sie wollen sich nicht darin aufgehoben wissen und schon gar nicht mit der Geschichte treiben. Wenn es für sie etwas aus der Geschichte zu lernen gibt, dann dies, dass der erinnerungsbewusste Mensch in der Geschichte gegen den Strom schwimmt und gleichzeitig distanzierter Beobachter der Strömung bleiben muss. Es ist eine paradoxe Situation: Im Rückblick hellen HistorikerInnen Dinge und Beziehungen auf, die ihre zeitgeschichtlichen Erblasser möglichst hätten vermeiden sollen, und zugleich beschreiben HistorikerInnen Dinge und Beziehungen, die einfach das damals Mach- und Greifbare zu umfassen scheinen. Und noch einmal anders gesagt: Zeitgeschichte steht vor dem Dilemma, historischen Spuren zu folgen, sie zu sichern und zu sichten, und dennoch im tagespolitischen Gedächtnis und Geschäft <surfen> zu müssen. Zeitgeschichte zu betreiben fordert also ein hohes Mass an selbstreflektierender Anstrengung, weil Erinnerungsarbeit sehr schmerzhaft sein kann, oft genug höchst unbehaglich wirkt, vor voreiligen Auslegungen und falschen Nutzansprüchen gefeit sein soll – und letztlich wahrhaftig bleiben muss.

So stehen wir denn zwingend vor der Frage nach den Formen und Funktionen der historischen Gedächtnisprodukte. Erinnern und Vergessen sind geschmeidig, und nur ein trüber Blick sucht in den Quellen solide Einzigartigkeiten. Wir müssen also zu begreifen versuchen, was die individuellen und gesellschaftlichen Funktionen der Gedächtnisbildung sind: Wie und von wem Erinnerung geformt und gebogen wird oder im Vergessen fallen gelassen und verdrängt ■ 11

wird. Besonders das gedankliche Nachspüren, was ausgelassen sein könnte und warum es vergessen wurde, ist ein heilsamer und aufschlussreicher Prozess. Es ist ausserdem gekoppelt an die Frage, warum bestimmte Mythen jeweils mit bestimmten Gestalten eng verknüpft bleiben und sich – auch heute – als populistische Dauerbrenner manifestieren können. Und es kann auch beobachtet und verstanden werden im Wissen, dass Menschen oft genug das Gegenteil von dem erreichen, was sie ursprünglich beabsichtigten, wenn sie sich der Dinge und Handlungen überhaupt bewusst waren.

Ein vielleicht überraschenden Zugang zum Verständnis der Zeitgeschichte bieten die Grauzonen zwischen dem Vergessen und dem Erinnern. Besonders in offiziellen Entsorgungslagen finden sich aufschlussreiche historiografische Belege. Beispiel: In den dreissiger Jahren schwankte die Schweiz zwischen einer kleinstaatlichen Stilisierung und einer aus Sicherheitsüberlegungen eingegebenen Tabuisierung der antisemitischen «Judenfrage». In den fünfziger Jahren wurde dies als aussen- und flüchtlingspolitisches Kapitel abgehandelt, das heisst an und über die Landesgrenze hinausgeschoben, ohne dass die zahlreichen gesellschaftlichen und innenpolitischen Dimensionen gebührend berücksichtigt worden wären. Unter den journalistischen und wissenschaftlichen Arbeiten, die dann in den letzten Jahren publiziert wurden, figurieren deshalb auch Versuche, vorsätzlich isolierte Gestalten und damit verbundene Themen aus dem Schlaf vergangener Jahrzehnte in die Öffentlichkeit zurückzuholen, um sie neu oder sogar erstmals zu justieren: Carl Lutz, Paul Grüniger, Peter Surava. Es wäre aufschlussreich, eine Geschichte all dieser Entsorgungsversuche, der gescheiterten Verdrängungen wie der Anstrengungen und Anläufe einer «Wiedergutmachung», zu schreiben. Denn damit müssten die politischen und gesellschaftlichen Funktionen von Erinnerung und Vergessen selbst belichtet werden.

Die Gefährdung der Erinnerung und die sozialen Bedingungen des Vergessens müssten Fragestellungen nahelegen, durch die das einstmals erinnerte Selbstbild der Schweiz umgestülpt, quasi von der Innen- und Rückseite her, betrachtet würde. In jedem Fall ist es auch von Wert für das Verständnis der Erinnerung, die politische und soziale Organisation des Vergessens zu untersuchen. Die Thematisierung der schweizerischen Pressepolitik während des Zweiten Weltkriegs zeigt die Vorder- und Rückseiten der Gedächtnisproblematik in einer Ausnahme- und Umkehrlage der Situation: Eine durch die nazistische Propagandapolitik notwendig gewordene Kontrolle der Presse durch Zensur und Selbstzensur stellte quasi ein «legitimiertes Vergessen» dar, das aber durch genaues Aufbewahren gewollt und vorsorglich dem späteren geschichtlichen Erinnern überantwortet wurde. Das Beispiel illustriert die Aufgabe des Historikers bzw. der Historikerin, die nach Kontext und Figuration fragen: Wer was

12 ■ von wem verlangt hat, warum etwas verlangt wurde, und wie es zu vergessen

oder zu erinnern war. Besonders ist diese Frage nach der politischen und sozialen Organisation von geschichtlicher Erinnerung gegeben, wenn ausdrücklich und offiziell danach verlangt wurde. Um das weiter oben erwähnte Beispiel aufzugreifen: Der Ludwig-Bericht von 1959 folgte einem fest umrissenen bundesrätlichen Auftrag von 1954, die Flüchtlingspolitik darzustellen, und dies unter personellen Konstellationen, die sowohl entlastend wie belastend sein konnten. Die Frage in diesem Fall lautet: wer hat von wem gefordert, diese oder jene Erinnerung so und so zu formen?

Doch meistens folgen Erinnerung und Vergessen nicht solch deutlichen und sichtbaren Zulassungs- und Unterdrückungsregeln. Die offizielle Ausschliessung oder Produktion von aktuellen Botschaften und später von unangenehmen Erinnerungen sind relativ bekannte Vorgänge. Unter demokratisch legitimierten Machtstrukturen unterliegen sie indes zumeist klaren Regeln. Hingegen sind die Spuren der inoffiziellen und nichtoffiziellen Verdrängungen und Beiseiteschaffungen noch schwieriger zu finden oder zu schützen. Die Sicherung historischer Quellen der Zeitgeschichte ist hier alles andere als selbstverständlich. Sie kann nicht auf kollektive Gedächtnisverwahrer, sprich: staatlich beauftragte Institutionen allein zählen, deren allfälliges Zensorverhalten unter demokratischen Bedingungen politisch hinterfragbar ist. Sie ist auf das individuelle und besonders auf das gruppenorientierte Bewusstsein und Verhalten gegenüber Erinnerungsarbeit, sprich: erinnerungsbewusste Kulturträger angewiesen, die wenigstens den Wert beunruhigender Archivalien für das demokratische Wesen schätzen und glücklichenfalls sogar die Anomalien des sozialen Gedächtnisses pflegen.

Dieser Glücksfall liegt für die Schweiz mehrfach vor. Es wurde bereits gesagt, dass Lutz, Grüniger, Surava und andere mehrere Anläufe bis zu ihrer gesellschaftlichen Rehabilitation gebraucht haben; dafür hatten sie persönlich den Preis einer langen historiografischen *«Versenkung»* zu zahlen. Andere, wie Gertrud Kurz oder Regina Kägi-Fuchsmann, sind durch ihr eigenes oder standes- oder klassenpolitisches Vermächtnisbewusstsein positiv erinnert worden. Jetzt stehen sie alle für etwas da, das über sie hinausweist, und sie sind in den Gedenkmahnungen zu Recht als Bedeutungsträger für Gegenwart und Zukunft gewürdigt worden. Sie sind Symbole geworden in einem Moment, wo Gestalten wie Baumann, von Steiger, Etter und Motta zu unbegabten Kümmernisfiguren der schweizerischen Zeitgeschichte gerieten.

Der Symbolcharakter in der historischen Bedeutung führt mich jedoch zur Frage, warum politische Geschichte offensichtlich gern von vorbild- oder sogar mythenhaften Figuren Gebrauch macht – im Sinne von Gestalten in Geschichten, die der symbolischen Begebenheiten oder Stereotypen, wie Herrschern und Heiligen, als figürlichen Vermittlern bedarf. Demgegenüber neigen Historiker-



Innen bekanntlich dazu (oder sollten im Interesse ihres Métiers dazu neigen), die Dinge zwar genau, aber nicht wörtlich zu nehmen und die tatsächlichen Leistungen von Menschen in einen bestimmenden Bezugsrahmen zu setzen. Sie sagen sich sogar, dass ein nachhaltiger Forschungserfolg nicht an eine bestimmte historische Figur gebunden sein darf, sondern stets durch die übergreifende Darstellung eines sich weitenden Ensembles aus Zeiten und Räumen, Kräften und Fakten gemehrt werde.

Eine Antwort auf die hier aufgeworfene Frage könnte sein: Wir haben es mit mindestens zwei unterschiedlichen Gedächtnisintentionen oder Modi der Erinnerung zu tun. Ein solcher Ansatz findet eine erste Grundlage zum Nachdenken beim französischen Soziologen *Maurice Halbwachs*, der am 16. März 1945 in Buchenwald ermordet wurde. Soweit ich sehe, hat er als erster auf die *Rahmenbedingungen* des Erinnerns und Vergessens aufmerksam gemacht: Es gibt kein Gedächtnis, das nicht sozial ist, und Gedächtnis muss sich zwingend auf einen gesellschaftlichen Rahmen beziehen, um Erinnerungen fixieren zu können. Dieses theoretische Postulat erlaubt nun eine Differenzierung: Einerseits gibt es ein politisches oder kommunikatives Gedächtnis, das Menschen unmittelbar miteinander teilen, um sich in diesem Rahmen, aus tagespolitischem oder zereemoniellem Anlass, feierlich der Erinnerung hinzugeben; dazu benötigen sie symbolische Figuren und mythenhafte Gestalten als sinnstiftende Identitäten. Andererseits vermag erst das historische oder kulturelle Gedächtnis, das Erinnerung durch Analyse und Beschreibung der politischen, sozialen und psychischen Strukturen gewinnt, einen semantischen Rahmen zu sichern, den man gewissermassen als eine <tiefenhistorische> Gedächtnislage bezeichnen könnte. Figuren, Vorbilder und Gestalten werden damit auch zu eigentlichen, doch austauschbaren Vermittlungsträgern zwischen den beiden Modi des Erinnerns. Eine solche Unterscheidung mag auch nützlich für das Verständnis sein, wie das Vergessen und die Wiedergewinnung der Erinnerung vonstatten gehen. Besonders aber legt es einen selbstreflektierenden Umgang mit Geschichte nahe, wer auch immer sich ihrer bedienen mag: Bewusstsein von Erinnerung ist *nicht* gleich Bewusstsein von Geschichte! Geht es nämlich der Erinnerung um die ständige, regelmässig wiederholte Anerkennung und gleichzeitig um eine prozessbewusste Vergegenwärtigung geschichtlicher Durchbrüche, Bezüge und Bedeutungen, ist Geschichtsbewusstsein allein damit beschäftigt, sich aus schon gegebener Erfordernis Bilder oder Gestalten vor Augen zu führen, um sie vergleichen zu können. Das hat durchaus seine Richtigkeit. Doch Geschichtsbewusstsein zu haben bedeutet noch lange nicht, auch für eine Politik der Erinnerung zu stehen, die Ausdruck einer auf lange Zeit eingeübten und stets wieder gesicherten politischen Kultur ist.

14 ■ Ebenfalls legt die Unterscheidung zwischen kommunikativem und kulturellem

Gedächtnis nahe, dass für eine politische Zeitgeschichte beide Gedächtnismodi eng aneinander gebunden bleiben. Es wurde bereits auf die oft nur knirschend akzeptierte Wirkung einer politischen Zeitgeschichte auf die historischen Gedenkveranstaltungen (Mai 1995) hingewiesen. Einer Politik der Erinnerung hätte indes angelegen zu sein, dass die Gedenkrituale zum Kriegsende in Europa sich durchaus auch umgekehrt in einem dringend erwünschten Erinnerungsschub niederschlagen sollten – sei es als Fortführung der Debatte, sei es als Auftakt zu historischen Arbeiten. Ob nun in politisch-kommunikativer oder historisch-kultureller Absicht, so muss eine politische Kultur sich nicht allein an ihrem handfesten Interesse messen lassen, den Schwung an schriftlichen und filmischen Erinnerungsarbeiten zu fördern, sondern auch daran, ein irgendwie zensurierendes «Unverhalten» zu meiden. Letzteres ist nur durch ständige Debatte und Selbsterkenntnis zu erreichen, und ersteres ist jetzt angesichts der mehr und mehr wegsterbenden Zeitzeugen zu wünschen, vor denen man sich soeben offiziell und feierlich verneigt haben wollte.

Jedenfalls zeigen die Gedenkveranstaltungen, ob sie nun als Pflichtübung, Reuebekenntnisse oder Rehabilitationsforderungen verstanden wurden, dass Zeitgeschichte ein Medium der rezenten wie der absoluten Vergangenheit ist. Ein kurzer Blick auf die Bundesratsansprachen mag erhellend sein. Die rhetorisch geschickte Rede Kaspar Villigers vor der Bundesversammlung schwankte zwischen moralischer Anstrengung und tagespolitischer Relativierung, zwischen historischem Erinnerungs- und mehr kommunikativem Geschichtsbewusstsein. Sie erscheint mir als eine durch Zeit und Umstände unaufschiebbar gewordene Gratwanderung zwischen einer nunmehr ausgesprochenen Schuldanerkennung und dem daraus erwachsenden Verpflichtungsbekenntnis, das letztlich ebenso grundlegend wie konkret sein müsste. Otto Stich hingegen bezog beides eng aufeinander, indem er Erinnerung als Weiterbestand und als Widerstand reklamiert. In seiner Rede im Berner Münster sprach er den Grund wie den Anlass, das Prinzip wie die Bilder an, doch räumte er ersterem vor letzteren mehr Rang ein: Die Schweiz sei durch Erinnerung aufzubauen, um die Wahrheit den Opfern nicht zu verweigern, um angesichts der Rassismusgefahr den Bürgern Ängste zu nehmen, um die Würde des Menschen zu achten und dem Land den Frieden zu sichern. Ruth Dreifuss provozierte tags darauf durch die von ihr sichtlich präsentierte Kongruenz beider Modi der Erinnerung – sie erwähnte historische Verursacher des schweizerischen Versagens im Beisein einer heute im Land wohnenden Überlebenden von Auschwitz.

An dieser Stelle kommt mir in den Sinn, dass ich von den Opfern kaum gesprochen habe. Ihre Stellung in den Gedenkfeiern ist ablesbar an der Inanspruchnahme der Schweizer Juden und Jüdinnen, in ihrer Funktion als Verschonte und Zeitzeugen oder in ihrer Rolle als geladene Verbandsrepräsentanten. ■ 15

Sie haben im Mai 1995 einen Platz eingenommen, auf dem es ihnen, mit Blick auf Vergangenes, nicht immer wohl gewesen sein dürfte. Vor fünfzig Jahren war ihnen ein Verhalten aufgedrängt worden, das sich als jüdisches Niedrigprofil einer als drittrangig eingeschätzten Bürgerklasse, mit innerer Disziplinierung unter Druck, enger Kooperation mit den Behörden in Bern sowie der nicht durchwegs freiwilligen Finanzierung der eidgenössischen Flüchtlingspolitik umschreiben lässt. Jetzt erschienen sie in einer Rolle, die ein ungewöhnliches Bild vermittelt: Im Berner Münster horchte der Bundesrat *in corpore* ergeben den fremden Gesängen und Gebeten einer Kultur, die vor bloss fünfzig Jahren durch Repräsentanten der Politik und Kirche als wesensfremd oder schuldbeladen charakterisiert worden war. Auschwitz war jetzt das Symbol, das nicht allein die jüdische Identität formte, sondern auch dem europäischen Bewusstsein am Ende des Jahrhunderts als ein historisch wegweisender Stern für den Frieden erschien. Als Angehörige einer Kultur, die religiös und weltlich, in Liturgie wie in Poesie und Historie, dem Paradigma der Erinnerung verpflichtet ist, fanden sich die Schweizer Juden plötzlich gefordert, eine ungewöhnliche, doch elektrisierende Rolle zu spielen. Wie bewusst ihnen dies war, und wie vorübergehend das sein würde, stand als Frage in den Gesichtern geschrieben. Handelte es sich um einen historischen oder mehr um einen kommunikativen Akt? Ging es um bleibende Tiefenerinnerung, oder war dies eine flüchtig aufscheinende Sternschnuppe? War es eine Frage von Generationen oder eine Generationenfrage?

Die im Ausland noch lebenden Flüchtlinge und deren Organisationen sind 1995 in der Schweiz nicht vertreten gewesen. Bemerkenswerte Ausnahme bildete eine Veranstaltung am Vorabend des Grüninger-Prozesses, der übrigens erneut zeigte, dass es sich lohnen würde, einmal eine Geschichte der Rehabilitationen zu schreiben. Doch allenfalls wurden 1995 ausländische Gäste, sprich: Fremde zitiert oder geladen, um der Schweiz den Dank abzustatten. Einige Juden aus dem Ausland hatten sich auch noch eine wohlvorbereitete Erklärung der Schweizerischen Bankier-Vereinigung über den Vermögensverbleib verschwundener Nazi-Opfer anzuhören. Man mag dies als kommunikative Verfehlung bedauern oder nicht, doch auf der Ebene des historischen Gedächtnisses sind es merkwürdige Signale, die es wahrzunehmen und festzustellen gilt. Der Historiker und die Historikerin, die über Geschichte als Prozess und Aussage reflektieren, wissen, dass jede Gedächtnisordnung stets selektiv arbeitet. Erinnerung und Vergessen liegen nahe beieinander, auch und gerade in den tagespolitischen Gedenkakten.

24. Dezember 1995

---

*Quellen*

Christlich-jüdische Arbeitsgemeinschaft in der Schweiz (Hg.), *Gedenkfeier im Berner Münster vom 7. Mai 1995 (Texte und Dokumentation) und Jahresbericht 1994–95* (mit den Reden von Flavio Cotti, Ernst-Ludwig Ehrlich, Marcel Marcus und Jakob Tanner).

*Rede von Kaspar Villiger vor der Bundesversammlung am 8. Mai 1995*, Neue Zürcher Zeitung 9. 5. 1995.

*Literatur*

Jan Assmann, T. Hölscher (Hg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1988.

Thomas Butler (Hg.), *Memory, History, Culture and Mind*, Oxford 1989.

Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt am Main 1985.

Jacques Picard, «Riss in der Geschichte. Im Widerstreit um das rechte Erinnern», *Menora*, Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte, 1993, 17–50.

Harald Weinrich, «Typen der Gedächtnismetaphorik», *Archiv für Begriffsgeschichte*, 1964, 23–26.

Yosef Hayim Yerushalmi, *Zakhor. Jewish History and Jewish Memory*, Seattle/London 1982.